

Hans Conrad Zander

Kurzgefasste Verteidigung der Heiligen Inquisition



GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

Hans Conrad Zander

Kurzgefasste Verteidigung der Heiligen Inquisition

Es spricht der Grossinquisitor



Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

Copyright © 2007 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: schwecke.mueller Werbeagentur GmbH, München
Umschlagmotiv: Borislav Sajtinac (ohne Titel) © VG Bild-Kunst, Bonn 2006

Satz: Katja Rediske, Landesbergen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-579-06952-4

www.gtvh.de

Inhalt

<i>1. Rede des Grossinquisitors:</i> Die Heilige Inquisition war jung und fortschrittlich.	6
<i>2. Rede des Grossinquisitors:</i> Die Heilige Inquisition war frauenfreundlich.	43
<i>3. Rede des Grossinquisitors:</i> Die Heilige Inquisition war effizient.	73
<i>4. Rede des Grossinquisitors:</i> Die Heilige Inquisition hatte recht.	117
<i>5. Rede des Grossinquisitors:</i> Die Heilige Inquisition war heilig®.	154

1. Rede des Grossinquisitors

Die Heilige Inquisition war jung und fortschrittlich.

Der Grossinquisitor tritt auf und spricht:

Lasst mich dort anfangen, wo Dostojewski endet. In jenem russischen Restaurant, in dem Iwan Karamasow seinen Bruder Aljoscha teilhaben lässt an einer Fischsuppe mit eingelegten Kirschen. Und an seiner blühenden religiösen Phantasie. Es ist die Phantasie von dem bösen greisen Grossinquisitor und dem jungen sanften Jesus, der im Kerker der Heiligen Inquisition zu Sevilla schmachtet.

Wortreich hat sich Dostojewskis Grossinquisitor vor seinem Gefangenen verteidigen müssen. Doch Jesus würdigt ihn keiner Antwort. Nicht eines einzigen Wortes. »Der Greis möchte, dass ER etwas zu ihm sage, sei es auch etwas Bitteres, Furchtbares. Da nähert ER sich plötzlich schweigend dem Greis und küsst ihn still auf die blutlosen *neunzigjährigen* Lippen.«

Soweit Dostojewskis russische Phantasie. Ebenso gut hätte ich Friedrich Schillers deutsche Verse zitieren können oder Giuseppe Verdis italienische Gesänge. Wo immer der Grossinquisitor in dichterischer Phantasie auftritt, ist er neunzig. Genau neunzig Jahre ist er alt und ein blutleer erstarrter, lebensfeindlicher Greis.

Das ist der Grund, warum mir soviel daran liegt, persönlich vor euch zu erscheinen. Nicht vor eurer Phantasie, sondern vor euren Augen. Schaut her! Mit eigenen Augen schaut her! Seht ihr, wie jung ich bin?

Ich bin die Jugend und der Fortschritt in Person. So jung bin ich, wie es die ganze Heilige Inquisition von Anfang an war.

Gewiss behaupten manche, die Heilige Inquisition sei so alt wie Moses. Ja, Moses persönlich habe sie gegründet. Befiehlt er doch wörtlich in seinem dritten Buch: »Wer den Namen des Herrn lästert, der soll des Todes sterben. Die ganze Gemeinde soll ihn steinigen« (Lev. 24,16).

Nach dem nicht ganz falschen Prinzip »Der liebe Gott sieht alles« haben fromme Seelen die Heilige Inquisition sogar noch weiter zurückgeführt, bis zurück zu Adam und Eva. »Wo bist du, Adam?«, fragt Gottes forschende, strafende Stimme gleich nach dem Sündenfall im Paradies (1. Mosis, 3,9). Und alsogleich verurteilt er ihn. In einem geheimen Prozess, ohne jede Einvernahme von Zeugen. Wie, wäre das nicht schon, mitten im Paradies, der erste Inquisitionsprozess?

Adam, der erste Mensch und somit der erste Ketzer, Gott selber aber, von Anbeginn der Schöpfung, der Grossinquisitor des Universums? Das ist gutgemeinter Unsinn. Nicht mit Adam, nicht mit Moses hat die Heilige Inquisition begonnen, sondern, historisch präzise, mit Papst Gregor IX. anno Domini 1231.

Beachtet das Jahr! Noch entfaltet sich, zu Beginn des 13. Jahrhunderts, das Mittelalter zur Blüte seiner höchsten Dome. Doch schon regen sich auf allen Gebieten des europäischen Lebens, in der Religion vor allem, die Vorzeichen einer neuen und anderen Zeit, der Renaissance. Nichts ist so schöpferisch, so voll von Neuem wie solche Bruchstellen zwischen zwei Epochen. Mit der Stiftung der Heiligen Inquisition durch Papst Gregor IX. endet im Grunde das Mittelalter. Mit der Heiligen Inquisition beginnt – ein epochaler Fortschritt – die Moderne!

Ja gewiss, mit dem nötigen Tiefsinn bedacht, hat es alles schon immer einmal gegeben, »irgendwie« seit Adam und seit Moses schon. »Irgendwie« wird es Ketzerverfolgung – modern gesagt: Verfassungsschutz – seit Anbeginn der Menschheit gegeben haben. Trotzdem war jene Päpstliche Inquisition, die Papst Gregor IX. 1231 ins Leben rief, ein historischer Qualitäts-Sprung: Diese Art der gerichtlichen Verfolgung von religiösen Extremis-

ten war anders als alles zuvor. Sie war aufregend neu und besser.

Zu Unrecht stellen sich die meisten von euch das Leben im dunklen Mittelalter etwa so vor wie den Alltag in einem katholischen Dorf im Wallis oder in Bayern zur Zeit unserer Grossväter. Nichts, das falscher wäre. Im frühen 20. Jahrhundert war das katholische Leben geprägt durch strengen Kirchgang, durch lebenslangen Sakramentenempfang und durch unablässige Belehrung der Gläubigen.

Anders im Mittelalter. Im dunklen Mittelalter stand es etwa so wie jetzt wieder, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, in katholischen Ländern. Der allgemeine Glaube war katholisch, doch er war so schwach wie die Bereitschaft zum Kirchgang und zum Empfang der Sakramente. Vor allem war die religiöse Bildung jener mittelalterlichen Analphabeten so abgründig schlecht wie das Da-Vinci-Code-Wissen postmoderner religiöser Analphabeten. Gewiss wurde schon damals viel über den Klerus gemault. Doch dabei blieb es. So dumpf wie heute brütete das analphabetische Volk vor sich hin.

Einziger Unterschied: Weil das Volk so dumpf vor sich hinbrütete, war die Kirche damals, anders als heute, mächtig. Das lag daran, dass die kirchlichen Institutionen, die Abteien zum Beispiel, aus dem Meer des allgemeinen Analphabetismus herausragten wie rettende Inseln der antiken Hochkultur. So zogen sie die besten Talente an. Und da die Bischöfe und Päpste die Könige und Kaiser krönten, waren sie mächtig.

Eine mächtige herrschende Klasse also und ein dumpf vor sich hinbrütendes Volk. Das ist – nicht nur in der Religion – eine gute Voraussetzung für Ruhe. Soweit es so etwas wie religiösen Frieden überhaupt gibt, herrschte intern in Europa einigermassen Friede, jahrhundertelang, etwa bis zum schicksalhaften Jahr Eintausend. Doch dann zog das Gewölk eines religiösen Sturms herauf.

Wie gewöhnlich kam er aus dem Osten. Dorthin segelten die christlichen Kaufleute jetzt viel häufiger als zuvor. Von dort kehr-

te, in arabischer Übersetzung, die Weisheit Griechenlands nach Europa zurück. Nicht in die trutzigen Abteien weit draussen auf dem Land, sondern mitten ins städtische Leben, in die vielen neuen Schulen und Universitäten. Und die Kreuzfahrer brachten in ihrem orientalischen Gepäck nicht nur die neuesten Reliquien nach Hause, sondern auch die neuesten östlichen Erleuchtungen.

So kamen auch die Katharer, vermutlich aus Bulgarien, in den Westen. Ihre Priester hiessen »Perfecti«, »Perfectae« ihre Priesterinnen. Angeführt von 72 Bischöfen zogen ums Jahr 1200 etwa 5000 solche »Vollkommene«, in tiefschwarze Togen gehüllt, durch die Lombardei und die Provincia, das heutige Südfrankreich, seltener auch den Rhein entlang. Und predigten, finsternen Gesichts, dass es von Anbeginn zwei Götter gebe: den guten Gott, der die geistige Welt erschaffen habe, und den bösen Gott, der die materielle Welt erschaffen habe. Die Bosheit der Materie aber verkörpere sich am schlimmsten in der Sexualität und in der katholischen Kirche. Wer da einmal drinstecke, in der Sexualität und in der katholischen Kirche, der sei verdammt zum endlosen Leidenszyklus der Reinkarnation.

Wie kommen wir da raus? Aus der Sexualität und aus der katholischen Kirche?

Natürlich durch ein reines Leben – »Katharer« heisst »die Reinen« –, insbesondere durch vegetarische Ernährung. Vor allem aber durch das »Consolamentum«. Dieses einzige Sakrament der Katharer, von den Perfecti den Gläubigen auf dem Totenbett durch Handauflegung gespendet, erlöste aus allem Leiden der Reinkarnation.

Klingt alles ein bisschen nach Zarathustra. Nach Indien ein bisschen und nach Tibet auch. Nichts Neues also unter der aufgehenden Sonne.

Aber neu im Abendland. Für die katholische Kirche zumindest war es ein aufregend neues Erlebnis, mit der Sexualität identifiziert zu werden. Ein neues Erlebnis war es auch für die Gläubigen, von anderen Priesterinnen und Priestern eine andere Reli-

gion gepredigt zu bekommen. Bisher allgemein verbreitet war nur der Zweifel an der katholischen Lehre. Aber Zweifel ist in der katholischen Kirche nicht strafbar. Gezweifelt haben sogar die Apostel (siehe Johannes 20, 25). Zweifeln ist urkatholisch. Hier aber kam, im eigentlichen Sinn, etwas anderes. Nicht der altgewohnte Zweifel, sondern, neu und streng, ein anderer Glaube.

Eine Alternative.

Als bald begann es von Alternativen zu wimmeln. Längst nicht mehr nur von Katharern. Etwa dreitausend fromme Kommunen, so schätzt man, versuchten sich zu Beginn des 13. Jahrhunderts in Norditalien und Südfrankreich im reinen Leben. Manche von ihnen nannten sich Waldenser, nach Pierre Valdes, einem Kaufmann aus Lyon.

Der Beruf fällt auf. Auch Franz von Assisi war ja Kaufmannssohn. Offensichtlich schlägt der berufsbedingte Zwang, hinter dem Geld anderer herzulaufen, nicht selten um in Hass aufs Geld. Jedenfalls verteufelten die Waldenser nicht die Sexualität, sondern das Geld. Im Unterschied zu den Katharern, die ihre eigenen Bischöfe hatten, waren diese alternativen Kommunen aber antiautoritär und demokratisch. Sie beriefen sich auch gar nicht auf eine östliche Heilslehre, sondern priesen, ähnlich wie bald danach Franz von Assisi, die Armut als etwas urchristlich Schönes. Ein Irrtum, der, glaubt's mir, der Heiligen Inquisition noch viel Arbeit machen wird.

Aber vorläufig gibt es sie noch gar nicht, die Heilige Inquisition. Im wirtschaftlichen und kulturellen Kernland Europas, von Mailand bis Toulouse, gibt es erst eine aufregende religiöse Multi-Kulti-Szene mit den Katharern als hartem ketzerischem Kern. Auf allen Strassen und Plätzen wandeln, schwarzverhüllt, die »Perfectae« und »Perfecti« und verfluchen die Kirche Roms als »Hure Babylons« und »Synagoge Satans«.

Was tun?

Diese Frage, so möchte man glauben, habe sich allen voran die katholische Kirche gestellt. Irrtum. Es war damals mit der

Ketzerei so wie heute mit dem radikalen Islam. Obwohl sein aggressives Eindringen nach Europa eigentlich die Kirchen am meisten stören müsste, ist es keineswegs der christliche Klerus, der Alarm schlägt. Das tut vielmehr die weltliche Öffentlichkeit. Das Volk ärgert sich. Die Politiker reden. Die Polizei regt sich sogar. Die Kirche aber hält sich in christlicher Sanftmut zurück.

So war es damals auch. Ähnlich wie heute bildeten sich im christlichen Volk ziemlich rasch zwei Standpunkte heraus, wie mit den neuen Multi-Kulti umzugehen sei. Rezept Numero Eins: Gar nichts tun! Rezept Numero Zwei: Alle verbrennen!

Es überrascht kaum, dass Rezept Numero Eins vor allem im weltgewandten städtischen Bürgertum befolgt wurde, auch im Adel. Mancherorts mit Erfolg. Gefragt, warum er nicht gegen die Ketzer vorgehe, gab ein katholischer Adeliger aus der Grafschaft Toulouse seinem Bischof Fulko wörtlich dies zu Protokoll: »So etwas können wir nicht tun. Wir sind mit diesen Leuten zusammen aufgewachsen, mit einigen von ihnen sind wir eng verwandt, und wir sehen doch, dass sie ein ehrbares Leben führen.«

Multi-Kulti, wie es sich der Gutmensch von Herzen wünscht. Leider überwog, damals wie heute, ganz schnell der Ärger.

Seit Jahrhunderten war ja für den mittelalterlichen Menschen der katholische Glaube genau das, was für uns heute die freiheitlich-demokratische Grundordnung ist. Niemand brauchte ein eifriger Katholik zu sein, ein minimalkatholisches Einvernehmen aber hatte jahrhundertlang Europa so zusammengehalten wie heute der minimaldemokratische Konformismus. Wo dieses Einvernehmen endete, genau da allerdings war jene Grenze der Toleranz erreicht, die jede Gesellschaft braucht. Sogar eine westliche Gesellschaft. Die westliche Gesellschaft des Mittelalters genau so wie die unsrige heute auch.

»Hure Babylons« und »Synagoge Satans«? Es war nicht eigentlich die Beleidigung der Kirche durch die »Vollkommenen«, welche dem christlichen Volk auf die Nerven ging. Über den Klerus lästerten sie alle so gern wie ihr heute. Als unerträglich

aber empfanden es Unzählige, dass da etwas radikal Anderes feindselig in die europäische Gesellschaft eindrang und das jahrhundertalte minimalkatholische Einvernehmen aggressiv störte. Waren das nicht alles verkappte Terroristen?

Am 16. Februar 1208 wird der höchste Repräsentant der katholischen Kirche in der Provincia – heute Südfrankreich –, der Päpstliche Legat Peter von Castelnau, von Katharern meuchlings ermordet.

Schluss jetzt mit Multi-Kulti. Die Stunde hatte geschlagen für Rezept Numero 2: Bringt sie alle um!

Auf diese Stunde gewartet hatte der König von Frankreich. Was wir heute Südfrankreich nennen, gehörte ihm ja gar nicht. Umso lieber marschierte er dort ein, natürlich nur um des frommen Anliegens willen, nach dem frevlerischen Attentat von Two/Sixteen die katholisch-christliche Grundordnung wiederherzustellen.

So begann – benannt nach der südfranzösischen Stadt Albi – der »Albigenserkrieg«, eines der grausamsten Blutbäder der europäischen Religionsgeschichte. Mit dem Schlachtruf »Tötet alle, Gott wird die Seinen schon erkennen« metzelte das französische Kreuzritterheer alles nieder, was ihm in den Weg kam, Ketzer und Katholiken allesamt.

Zwanzig Jahre lang, von 1209 bis 1229, dauerte der französische Kreuzzug gegen die »Albigenser«. Zeit genug für die Deutschen, sich ein paar Gedanken zu machen. »So etwas wollen wir bei uns lieber nicht«, war der nächstliegende Gedanke. Sogar im fernen Palermo kam einer zu diesem Schluss: Friedrich II von Hohenstaufen, Kaiser des römisch-deutschen Reiches und König von Sizilien.

Ausgerechnet Friedrich II! Er, der sich an seinem sizilianischen »Musenhof« von christlichen, jüdischen und muslimischen Gelehrten multikulturell umschwärmen liess. Er, der »stupor mundi«, das »Weltwunderwesen« der Offenheit und Toleranz.

Ja, gewiss Multi-Kulti. An seinem sizilianischen Hof Multi-Kulti vom Feinsten. Für die kulturelle Hofierung Seiner Majestät. Aber Multikulti für seine Völker? Multikulti für seine Italiener und gar für seine Deutschen? Um Gotteswillen nein. In welchen Blutbädern das endete, das hatte man ja inzwischen in Toulouse erlebt.

Ausgerechnet Friedrich II, das sagenumwobene Mirakel frühauferklärter Toleranz, erliess im Jahr 1224 Ketzergesetze von solcher Strenge, dass sogar die katholische Kirche entsetzt war: im Regelfalle Verbrennung bei lebendigem Leib, bei stark mildernden Umständen Begnadigung zu blossem Herausschneiden der ketzerischen Zunge.

Zweierlei wollte der Hohenstaufe mit seinen scharfen Ketzergesetzen erreichen. Natürlich wollte er verhindern, dass es in Italien, wenn nicht gar in Deutschland, zu multikulturellen Blutbädern wie in Südfrankreich kam. Vor allen Dingen aber wollte er dem Papst eins auswischen. Dem Papst, mit dem er in bitterer Fehde lag. Schaut her, ihr Christen alle! Der wahre Defensor fidei ist nicht der Papst, sondern bin ich, der Kaiser.

Hohe Zeit für die katholische Kirche, ihre eigene Sache, die Ketzerverfolgung, in die eigene Hand zu nehmen.

Wie unschlüssig der katholische Klerus lange Zeit geblieben war, zeigt am besten jener hilflose Brief, den der heilige Bernhard von Clairvaux im Jahr 1143 aus Deutschland zugeschickt bekam. Das Schreiben beginnt mit den Worten: »Nuper apud nos juxta Coloniam quidam haeretici detecti sunt – Neulich wurden bei uns in der Nähe von Köln einige Ketzer entdeckt.«

Eine Sensation. Jedenfalls ist dieser Brief des Zisterzienserabtes Everwin von Steinfeld das allererste schriftliche Zeugnis vom Auftauchen der Katharer im katholischen Europa überhaupt. Dennoch hört sich erst einmal alles harmlos an. Das winzige Häuflein Kölner Katharer sei, kaum entdeckt, »bussfertig zur Kirche zurückgekehrt«.

Leider nicht alle. »Zwei nämlich, einer, den sie ihren Bischof nannten, und sein Gefährte haben sich uns widersetzt.« Dies geschah in einer spektakulären öffentlichen Versammlung, in der nebst Adel und Geistlichkeit auch der Erzbischof von Köln höchstselbst sich den Ketzern stellte.

Es muss eine veritable Disputation gewesen sein, in der die beiden Perfecti dem Kölner Klerus »die Worte Jesu und des Apostels« nur so um die Ohren schlugen. Drei Tage lang also Argumente hin und her zwischen dem katharischen und dem katholischen Klerus. Zweifellos hätte sie noch viel länger dauern können, die Ketzer-Disputation von Köln. Doch nach drei Tagen theologischem Disput verlor jemand die Geduld: das christliche Volk.

»Rapti sunt a populis nimio zelo permotis, nobis tamen invitatis, et in ignem positi atque cremati« – »Da wurden die beiden von übereifrigem Volk gepackt, gegen unseren Willen weggeschleppt, ins Feuer gesetzt und verbrannt.«

Das allererste bezeugte Auftreten von Katharern also und auch schon der allererste Lynchmord. Und jetzt die Frage des deutschen Abtes an den französischen Heiligen: Was tun, wenn so etwas nächstens wieder passiert?

Die Antwort aus Clairvaux ist nicht erhalten. Vielleicht weil Bernhard von Clairvaux ebenso unschlüssig war wie Everwin von Steinfeld. Dieser tadelt ja ausdrücklich den gesetzlosen Übergriff des mordwütigen Kölner Pöbels. Ja er zollt den beiden verbrannten Katharern hohes Lob, wenn er sie den christlichen Märtyrern der Antike gleichsetzt. Bewunderswert – »mirabile« – gewesen sei »die Standhaftigkeit, ja die Freude«, mit der die beiden Perfecti in den Feuertod gingen.

Einerseits dies, doch andererseits jenes. Allzu scharf nämlich tadelt der Abt aus der Eifel den Kölner Pöbel doch nicht: »nimio zelo permotus« nennt er ihn nur, »von allzu grossem Eifer erfasst«. So als ob ein bisschen Eifer wohl doch ganz gut gewesen wäre. Aber eben, wie das Volk so ist, ihm fehlen die klerikale Freude am Disputieren und die klerikale Langmut.

Was also tun, wenn so etwas wieder passiert? Während der deutsche Klerus nach Frankreich schrieb, um Rat einzuholen, suchte der französische Klerus selber Rat bei den Kirchenvätern. Das war im Mittelalter üblich. Wusste man nicht, was tun, so schlug man bei den Kirchenvätern nach, bei den massgebenden Theologen und Bischöfen der katholischen Spätantike. Was sagt der heilige Augustinus?

»Compelle intrare«, sagt Augustinus, »zwinge sie herein in die katholische Kirche.«

Dies allerdings hatte Augustinus erst gesagt nach wüstem Ärger mit einer besonders verstockten Sorte Ketzer, den Donatisten. Vorher hatte er das Gegenteil gesagt. Auf jeden Fall lehnte Augustinus die Todesstrafe gegen Ketzer ab. Zu gross war die allgemeine Empörung gewesen, als im Jahr 385 ein kirchliches Gericht in Trier den spanischen Ketzer-Bischof Priscillianus köpfte. Der heilige Martin von Tours – die Mutter Teresa des 4. Jahrhunderts – empfand das Bluturteil von Trier als so unkatholisch, dass er die Abendmahlsgemeinschaft mit den Bischöfen, die daran mitgewirkt hatten, aufkündigte. Noch ums Jahr 1048 gab Wazo von Lüttich, einer der mächtigsten Bischöfe des Reiches, dem Bischof von Châlons-sur-Marne brieflich den Rat, er solle jener Bande von Ketzern, die sein Bistum heimsuchte, mit christlicher Geduld begegnen: »Obwohl die christliche Frömmigkeit solche Irrlehren verabscheut, ist es uns doch aufgetragen, in der Nachfolge unseres Heilands solches zu ertragen, für eine gewisse Zeit jedenfalls und in gewissem Masse.«

Doch dann lief die Zeit davon und das Mass auch. Jene Skrupel nämlich, in welchen Bischöfe und Äbte sich mittels Kirchenväter-Zitaten gegenseitig bestärkten, hatten weltliche Herren so wenig wie der weltliche Pöbel.

Den Anfang gemacht hatte Robert der Fromme, König von Frankreich, im Jahr 1022. Es ging um das Domkapitel von Orléans. Die Domherren waren zur Erkenntnis gelangt, dass der Heilige Geist sie unmittelbar, unabhängig von ihrem Bischof,

erleuchte: »infusione divina – durch göttliche Eingiessung«. Der Bischof mochte das, begreiflicherweise, nicht hinnehmen und stellte seine Domherren vor Gericht. Noch bevor das bischöfliche Tribunal zu irgendeinem – höchstwahrscheinlich milden – Beschluss gekommen war, griff der König von Frankreich willkürlich in den kirchlichen Prozess ein. Einer der ketzerischen Domherren war nämlich Beichtvater der Königin gewesen und hatte, scheint es, dem törichten Weib eingeredet, auch sie sei, unabhängig von ihrem königlichen Ehemann, direkt inspiriert vom Heiligen Geist. Jedenfalls geriet König Robert der Fromme so ausser sich, dass er, ohne sich um den kirchlichen Prozess zu scheren, das Dutzend Domherren von Orléans kurzerhand auf einen einzigen Scheiterhaufen binden und alle zusammen verbrennen liess.

Königliche Lynchjustiz. Und ein bedenklicher Präzedenzfall. Fortan nahm die Grösse der staatlichen Scheiterhaufen für die religiösen Verfassungsfeinde stetig zu. Bis es schliesslich, zu Beginn des Albigenserkriegs, auf dem Scheiterhaufen von Minerve 180 Ketzer waren, in Lavaur gar 400. Zu viele Ketzer, wie sich bei der Gelegenheit herausstellte, für einen einzigen Scheiterhaufen.

Gern weisen antiklerikale Historiker darauf hin, dass um all diese Scheiterhaufen irgendwelcher Klerus mit dem Weihwasserkübel hilfswillig herumliief. Das hat aber nicht viel zu bedeuten. Es gab im Mittelalter gar nichts, wo nicht irgendwelcher Klerus mit dem Weihwasserkübel hilfswillig drumrum gelaufen wäre. Von Bedeutung ist, dass selbst die gewaltigen Scheiterhaufen von Minerve und Lavaur von weltlichen Herren angeordnet wurden, in eigener Regie und, bei allem frommen Eifer, doch in erster Linie zur Sicherung ihrer politischen und militärischen Herrschaft.

Was tat derweil die katholische Kirche? Sie tat, was sie immer tut, wenn sie nichts tut: Sie beklagte sich. In der Lombardei beklagte sie sich, weil die meisten städtischen Obrigkeiten beim

weltlichen Rezept Numero Eins verharren: »Gar nichts tun!« Ebenso beklagte sie sich, wenn in Südfrankreich das weltliche Rezept Numero Zwei wütete: »Bringt sie alle um!« Dutzendfach findet sich in weltlichen Chroniken des 12. Jahrhunderts die weltliche Gegenklage, man könne es der Kirche einfach nicht recht machen, und sie solle doch gefälligst, wenn ihr nichts passe, diese ihre eigene Sache in die eigene Hand nehmen.

Das hätten die Päpste längst gern getan. Sie wussten nur nicht wie.

So mächtig die römische Kurie politisch war – viel mächtiger als heute –, so fehlten ihr doch, um der Ketzerei eigenständig zu begegnen, in erbärmlicher Weise die nötigen Machtmittel.

Polizei im modernen Sinn gab es sowieso nicht, schon gar keine kirchliche. Wohl gab es kirchliche Gerichte. Doch dies waren bischöfliche Gerichte, zuständig immer nur für das kleine Gebiet des jeweiligen Bistums. Da mochte sich ein Bischof nach langem Zögern entschliessen, einen Ketzer vor Gericht zu stellen. Doch der brauchte nur ein paar Meilen fröhlich zu wandern, schon war er in einem andern Bistum mit einem andern Bischof, der selbstverständlich eifersüchtig über seine alleinige Zuständigkeit im eigenen Bistum wachte. Jahrzehntelang wanderten so die Perfecti der Katharer zwischen der Lombardei und der Provence hin und her. Von einem rechtlich selbständigen Bistum ins andere. Und wenn wirklich einmal ein Bischof einen andern um Amtshilfe bat? Wenn wirklich einmal mittelalterliche Akten, auf Pferdesrücken, von einem Bischofsstuhl zum andern wanderten? Dann waren Jahre vergangen. Jahre, in denen auch der Ketzer längst weitergewandert war. Mindestens bis in die Lombardei. Häufig auch nach Bosnien. Am besten gleich nach Bulgarien.

Unter solchen Umständen waren auch Bischöfe versucht, nach dem Vorbild weltlicher Herren kurzen Prozess zu machen. Zum Beispiel jener besonders eifrige Bischof Fulko von Toulouse, der eines Tages, beim pastoralen Gang durch seine Stadt, hörte, dass

in einer Kammer im Hause nebenan ein altes Weib im Sterben liege. Gleich eilte der Bischof an ihr Bett, um sie väterlich mit den katholischen Sakramenten zu versehen. Da liefen der Sterbenden die Tränen der Freude über die Wangen. Welch göttliche Fügung, rief sie aus, dass der Bischof der Katharer in ihrer Sterbestunde zu ihr komme, um ihr das Consolamentum zu spenden.

Ob der blamablen Verwechslung geriet Bischof Fulko in Zorn. Auf der Stelle gab er den Befehl, die alte Ketzlerin auf ihrem eigenen Bett hinauszutragen vor die Tore von Toulouse. Dort wurde sie vom christlichen Volk »in allgemeiner Heiterkeit« – »cum hilaritate« – verbrannt.

So nicht! Aber wie denn anders?

Als sich der Bischof von Toulouse noch im christlichen Lynchmord übte, waren sich an der römischen Kurie längst alle im Klaren, was im Namen der katholischen Kirche mit den neuen religiösen Extremisten zu geschehen habe: weder »gar nichts tun« noch »bringt sie alle um«, sondern ein gerechtes, geregeltes und, vor allen Dingen, massvolles Verfahren vor kircheneigenem Gericht.

Doch dafür fehlten alle rechtlichen Voraussetzungen. Nirgendwo nämlich gilt so wie bei uns in der katholischen Kirche das Goethesche Gesetz: »Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort.« Im ganzen Abendland waren die bischöflichen Gerichte steckengeblieben im juristischen Unsinn Karls des Grossen.

Das Wichtigste an Karls urgermanischer Justiz: Ein Prozess fand nur statt, wenn einer etwas gegen einen andern hatte. Sei es Ehebruch, sei es Mord, sei es Ketzerei, es musste einer Recht begehren gegen einen andern. Der Bischof sass dann hoch zu Gericht und entschied, wer von beiden Recht habe. Fürchterliche Konsequenz: Die volle Strafe, die den Angeklagten bei Schuldspruch hätte treffen müssen, traf bei Freispruch den Kläger selbst.

Als urgermanische Abschreckung gegen Prozesshanselei mochte das seinen karolingischen Sinn haben. Aber in einer Zeit weitverbreiteter Ketzerei war die Vernunft Unsinn geworden. Welcher noch so fromme Katholik mochte seinen noch so teuflergläubigen Nachbarn wegen Ketzerei verklagen, wenn ihm dabei – worst case scenario – das höllische Schicksal drohte, selber bei lebendigem Leib verbrannt zu werden?

Verlass auf bischöfliche Gerechtigkeit, auf bischöfliche Wahrheitsliebe gar? Eben jener rabiate Bischof Fulko von Toulouse hatte im nahen Carcassonne einen Kollegen, der, mitten im Albigenserkrieg, niemals einem Ketzerweibchen ein Härchen gekrümmt hat. Woher die auffällige Toleranz? Seine eigene Mutter war Katharerin. Und nicht eine gewöhnliche Katharerin, sondern eine Perfecta. Eine Priesterin und Predigerin. Vielleicht hatte der Bischof das Predigen von seiner Mamma gelernt.

Und wenn es nicht die eigene Mamma war, die ihn am Durchgreifen hinderte, dann war's der zäh verfilzte katholisch-katharische Klüngel örtlicher Honoratioren. Mit Verlaub gefragt: Wie wurde man eigentlich im Mittelalter Bischof, sagen wir mal in Carcassonne? Wenn überhaupt auf etwas Verlass war, dann höchstens auf dies: dass von einem bischöflichen Gericht, sagen wir mal in Carcassonne, im Zweifelsfall der Falsche verbrannt wurde.

Auf den deutschen Mattscheiben und somit in den deutschen Schädeln hat sich der Irrtum festgesetzt, der Vatikan sei die Bleikugel, welche die Christenheit daran hindert, allelujafrohlich auszuschießen in den Fortschritt des reinen Evangeliums. Das stimmt nicht einmal heute. Zurückprojiziert aufs hohe Mittelalter ist es finsterner Unsinn. In der ganzen Christenheit gab es keinen fortschrittlicheren Ort als die römische Kurie unter Innozenz III. (1198–1216). Warum war dieser grösste aller Päpste so fortschrittlich?

Anders gefragt: Warum ist in unseren Tagen das 2. Vatikanische Konzil so erbärmlich gescheitert? Weil es glaubte, sich hi-

neinmogeln zu können in die Moderne mit einer halben Tradition und einer halben Reform. Papst Innozenz III., ein Katholik des Mittelalters, dachte und handelte ungleich schöpferischer. Strategisch kühn verband er eine ganze Reform mit der ganzen Tradition. Kühn förderte er Franz von Assisi; ebenso kühn schuf er zur selben Zeit den Inquisitionsprozess.

»Akkusations-Prozess« hiess das alte karolingische Recht, in dem es im Prinzip darum ging, dass einer es dem andern zeigt. »Inquisitions-Prozess« hiess das neue Recht, das jetzt die römischen Juristen im Auftrag Papst Innozenz III. schufen. Dieses Wort »inquisitio« für sich allein war revolutionäres Programm. Meist wird es mit »Nachforschung« übersetzt. Doch es gibt einen modernen deutschen Rechtsbegriff, der ihm besser entspricht: Inquisition heisst »Wahrheitsfindung«. Die heilige Wahrheitsfindung moderner deutscher Gerichte.

Die Heilige Inquisition.

Nicht, was wer gegen wen hat und wie sich wer gegen wen durchsetzt, sollte in Zukunft den Prozessverlauf bestimmen, sondern was Sache ist. Der amtlich ermittelte Sachverhalt. Ohne Ansehen der Person. Und ein Richter, der unabhängig von allen Personen und allen andern Ämtern ermittelt: der Inquisitor.

Als Grossinquisitor neige ich zu grosser Zurückhaltung im Urteil. Deshalb möchte ich nicht so weit gehen wie der Historiker Ludwig Förg, der im Inquisitor des 13. Jahrhunderts den Archetyp des modernen deutschen Staatsanwalts erkennt. Nein. Zwischen mir, dem Grossinquisitor, und der Generalbundesanwältin in Karlsruhe, sind, darauf lege ich Wert, ein paar kleine Unterschiede. Doch so viel ist schon wahr: Mit dieser kühnsten aller Reformen, angeordnet von Papst Innozenz III. und vom 4. Laterankonzil verabschiedet, tritt an die Stelle des überholten germanischen Streitrechts etwas staunenswert Neues und Besseres. Im Kampf gegen die Ketzerei beginnt der moderne Rechtsstaat.

Es beginnt die Heilige Inquisition.

Noch fehlt uns das Wichtigste. Neuen Wein, sagt der Evangelist Markus, darf man nicht in alte Schläuche füllen (Markus 2,22). Was nützt ein noch so neues Recht mit den alten Gerichten und den alten Richtern? Diese ganz neue Aufgabe einer ganz neuen Gerichtsbarkeit brauchte ein ganz neues Personal. Im eigentlichen Herd der Ketzerei, im heutigen Südfrankreich, über gibt Papst Gregor IX. 1232 die Inquisition dem Orden des heiligen Dominikus.

Das ist ein Zeitgenosse des heiligen Franz von Assisi. Der größere Zeitgenosse. Doch hört man von ihm weniger. Woran das nur liegen mag?

Gute Seelen glauben, in der Religion gehe es in erster Linie darum, gut zu sein. Darum lieben sie den heiligen Franz. Der war gut. So gut, dass er sogar, vor lauter Güte, den Vögeln predigte.

Und der heilige Dominikus? »Ai nemici duro« war er, sagt Dante in der Göttlichen Komödie, »zu den Feinden hart«. Wie hart? Im Kloster der Unbeschuheten Karmeliten in Florenz wird, von Lorbeerblättern umrankt, eine kostbare Reliquie verehrt. Sie trägt die Aufschrift: »gladius, quo usus fuit Sanctus Dominicus« – »Das ist das Schwert, das der heilige Dominikus *gebraucht* hat.« Nein, nicht die fromme Güte verkörpert sich in Dominikus, sondern etwas Besseres: die religiöse Intelligenz.

Die katholische Kirche ist nämlich ein Teil der Menschheit. Mehr als an Bosheit aber leidet die Menschheit an Dummheit. Die katholische Kirche auch. Gute Menschen gibt es unter den Gläubigen besonders viele. Was uns fehlt in der katholischen Kirche, ist das, was der heilige Dominikus im 13. Jahrhundert verkörpert hat: die religiöse Intelligenz. Am Anfang aller Intelligenz aber steht die Einsicht: So, wie wir es bisher gemacht haben, geht es nicht.

Aus Spanien gekommen war der Chorherr Domingo de Guzmán. In der südfranzösischen Kriegs- und Anarcho-Szene war er hängengeblieben. Was er alles nicht tat oder doch tat

mit jenem gladius im Albigenserkrieg, darüber wollen wir uns morgen streiten. Unumstritten aber ist die Erkenntnis, die dem Spanier mitten in den blutigen Massakern in Südfrankreich kam. Es ist jene Einsicht der religiösen Intelligenz, die den andern auf den Schlachtfeldern um Toulouse fehlte: So geht es nicht.

Heilige gelten in der Regel nicht als intelligent, sondern als verrückt. Alle glauben, der heilige Dominikus sei verrückt geworden, als er im Jahr 1215 mitten in Toulouse einen neuen Orden gründet, seine ersten dreissig Brüder aber auf der Stelle auseinanderjagt in alle Welt. Die einen jagt er nach Bologna, die andern nach Paris. Es ist, als ob er sie nach Berkeley jagen würde und nach Cambridge (Massachusetts).

An der Pariser Universität tauchen die ersten Dominikaner ein in den europäischen Mittelpunkt einer von neuen Ideen brodelnden intellektuellen Szene. Wie in Paris mit der Philosophie und der Theologie, so in Bologna mit dem Recht. Das neueste und beste Wissen der Zeit will der heilige Dominikus für seine neuen Mönche.

Und mit dem neuen Wissen eine neue Lebensweise. Nicht mehr in einsamen Abteien weit draussen auf dem Lande, wie Mönche bislang, sollen die Dominikaner leben, sondern in kleinen Gemeinschaften mitten in den Städten. Mitten in Europas neuer kommerzieller und kultureller Szene. Keine mächtigen Äbte sollen sie mehr über sich haben, sondern alle Ämter in freier Abstimmung wechselnd unter sich besetzen. Die aufblühenden italienischen Handelsstaaten haben sich ja alle demokratische Verfassungen gegeben. Wird die Welt demokratisch, so muss es die Kirche auch werden.

Das ist die Alternative des heiligen Dominikus. Zwischen allen Leichenfeldern der Albigenserkriege ist es das Projekt religiöser Intelligenz. In staunenswerter Weise entspricht es dem Grand Design Papst Innozenz III.: die ganze Tradition der Kirche, aber auch eine ganze Reform.

Um nämlich einem Irrtum vorzubeugen: So etwas wie ein irgendwie-progressiv-irgendwie-liberal-irgendwie-postkonziliärer Wellness-Katholik vor der Zeit ist der heilige Dominikus niemals gewesen. Nicht vor, nicht nach seiner Ordensgründung. Mit der wagemutigen Hinwendung zum Neuen verbindet dieser spanische Priester die radikale Treue zur Kirche. Zu ihrem Glauben und zu ihrem Amt.

Wo sie hinkommen, nach Paris und nach Neapel, nach Krakau, nach Madrid, werden die neuen »Predigerbrüder« mit Begeisterung empfangen. Buchstäblich zu Tausenden treten an den Universitäten die Studenten, oftmals sogar die Professoren, in den neuen Orden ein. In den grossen Handelsstädten strömt das fortschrittliche, gebildete Bürgertum zu ihren Predigten.

Bisher waren die meisten Christen des Mittelalters geboren worden, lebten und starben, ohne jemals eine Predigt gehört zu haben. Es sei denn die Predigt eines Katharers. Katholisch zu predigen war ja den Bischöfen vorbehalten. Wenn sie dazu überhaupt fähig waren, dann hatten sie zum Predigen keine Zeit. Mit ihren Immobilien, ihren unzähligen frommen Stiftungen waren sie die grossen Manager des Mittelalters. Das katholische Volk verharrte derweil in dumpfer Unbildung. In Dummheit. Legenden, Wundermärchen, Heiligenbilder waren die einzigen Quellen seines religiösen Wissens.

In den alten dumpfen Jahrhunderten des unangefochtenen minimalkatholischen Konformismus mochte das genügt haben. Es genügte nicht mehr in der neuen Zeit einer urban aufblühenden Wirtschaft und Kultur. Schon gar nicht in einer neuen Zeit religiöser Alternativen. Kaum war der Dominikanerorden gegründet, so wurde es offenbar: Nicht nach Ketzerei begehrte Europa, sondern nach einem Christentum mit Verstand.

Im Jahr 1242 tritt in Neapel ein fabelhaft begabter junger Mann in den jungen Orden ein. Gleich geht es mit ihm nach